

Wissen

FORSCHUNG
TECHNIK &
INNOVATION

WARME SONNE

ENERGIE AUS LICHT

Solarthermie kann auch in der Nacht Strom produzieren.

/// foto1a

SEITE 24

IMPRESSUM

„Wissen“ wird von der „Presse“-Redaktion in vollkommener Unabhängigkeit inhaltlich gestaltet und erscheint mit finanzieller Unterstützung durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung (BMWF), den Wissenschaftsfonds (FWF), das Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (BMWFJ) und die Österreichische Akademie der Wissenschaften (ÖAW).

Redaktion:
Martin Kugler
1030 Wien,
Hainburger Str. 33

BMWF

FWF Der Wissenschaftsfonds

bmwfi

Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend

Die Ursprünge der Figur des »Kasperls« liegen im 18. Jahrhundert: Engagierte Komödientexte lieferten Texte für den Schauspieler La Roche, der am Leopoldstädter Theater als Kasperl über Österreichs Grenzen hinaus berühmt wurde.

••• VON VERONIKA SCHMIDT

Ein Hanswurst ohne Obszönität

Die erste Fernsehshow, die sich – Jahrgang 1958 – sehen durfte, war der Kasperl am Mittwoch um 15 Uhr, erzählt Beatrix Müller-Kampel vom Institut für Germanistik der Uni Graz. War dieses Eintauchen in die Komik so prägend, dass sie heute ein FWF-Projekt über die Ursprünge des »Kasperl« leitet und ein weiteres über »Kasperls komische Erben« beginnt? Jedenfalls lebt Müller-Kampel auf, sobald sie von den Hintergründen des Personen- und Puppentheaters seit dem 18. Jahrhundert erzählt. Woher kommt der Kasperl? Und hat er seit Anbeginn gerufen: »Kinder, seid ihr alle da?«

Nein. Anfangs war der Kasperl weder eine Puppe noch eine Figur des Kindertheaters. Entwickelt hat sich die Figur des Kasperls als Nachfolger des berühmten Hanswurst, der von Josef Anton Stranitzky in Wien geprägt (aber nicht erfunden) wurde. »Hanswurst stammt ganz klar aus den europäischen Lachfiguren, die im Mittelalter und der frühen Neuzeit populär waren und sich an der Commedia dell'Arte orientierten«, erzählt Müller-Kampel. Ob Pulcinella in Italien, Punch und Judy in England oder Petruschka in Russland – jedes Land hatte seine Lachfigur. »Bei allen war Fressen und Saufen wichtig, und sie haben gern übers Vögel, Scheißen und Furzen ge-«

Der »Kasperl« versuchte, die Zensur der Komik im 18. Jahrhundert zu umgehen.

redet«, beschreibt die Grazer Germanistin das Spektakel mit jener Derbheit, die damals in der Bühnensprache vorgeherrscht hat. Stranitzkys österreichischer Hanswurst war im deutschsprachigen Raum im 18. Jahrhundert am bekanntesten. Die Theaterform waren typische Stegreifkomödien, die ursprünglich auf Wanderbühnen, in Wien ab dem 18. Jahrhundert aber schon als stehende Bühnen betrieben wurden.

»Damals gab es beides: Personen- und Puppentheater«, erklärt Müller-

Kampel. Und wie so vieles in diesem »Schlüsseljahrhundert« eine starke Veränderung erfährt, so tat sich einiges ebenfalls im Theater- und Kulturbereich: »Die übernationale Rationalisierung und Pädagogisierung ergriff auch die Theaterfiguren. Es wurden neue Konzepte entwickelt.«

Zensur und Stegreifverbot. Statt durch Obszönitäten und Nonsens die Leute zum Lachen und Schenkelklöpfen zu bringen, sollte Theater als politisches Instrument bzw. als Schule dienen. Oder wie die Theaterwissenschaftlerin Hilde Haider-Pregler es nennt: als »des sittlichen Bürgers Abendschule«.

»Wien war in dieser Entwicklung nicht allein. In ganz Europa verloren die obszönen Klamaukgeschichten an Bedeutung«, sagt Müller-Kampel. Vor allem die Schriftsteller Josef von Sonnenfels und Johann Christoph Gottsched prägten die Theaterreformen weg von den lustigen Figuren hin zu sittlichen Inhalten. »Es gab Zensur und Stegreifverbot«, bestätigt Müller-Kampel. Durch das Verboten von Unsinn und Klamauk wollte man die Gesellschaft pädagogisieren.

Aus diesem Prozess heraus entwickelte sich ab den 1730er-Jahren der »Kasperl«, der versuchte, die Komikzensur zu umgehen: »Am berühmtesten war in den 1780ern und 1790ern der Schauspieler Johann Josef La Roche in Wien.« Sein Hauptspielort war das Leopoldstädter Theater, das 1781 von Karl von Marinelli in der damaligen Vorstadt Wiens (entspricht heute der Praterstraße 31) gegründet worden war.

»Die österreichischen Kulturtraditionen haben sich stark von der deutschen unterschieden«, betont Müller-Kampel. Von der Aufklärung, der Klassik und dem Sturm und Drang blieb Österreich »seltsam unberührt«. Hier regierte Josef II, dessen Beamte zwar die Komikformen verboten hatten, »aber die Kommissare saßen ja nicht in jeder Vorstellung drin«. Die Forschungen der Gra-

Der Pezi ist erst seit 1950 ein Begleiter des Kasperl.

/// ORF



»zer Germanistinnen zeigen nun, dass La Roches berühmte Kasperlfigur die Komik nicht mehr im Text hatte, sondern wohl über Gestik, Improvisation und Faxen die Menschen zum Lachen brachte – eben nichts, das man rigoros zensurieren konnte.

Gemeinsam mit Andrea Brandner-Kapfer und Jennifer Großauer-Zöbinger durchforstete Müller-Kampel die Sammlungen der Wienbibliothek im Rathaus, die Österreichische Nationalbibliothek und die Bibliothek der Österreichischen Theatermuseen, um mehr Belege des damaligen Theaters zu finden als Drucke und Manuskripte: zum Beispiel sogenannte »Rollenbücher«, die Faxen und Komik für bestimmte Theaterrollen festschrieben.

Sie entdeckten, dass der Leopoldstädter Kasperl ein akustisches Logo hatte: »Schon bevor er auf die Bühne kam, hörte man ihn »Auwedl, auwedl« jammern. Da begann das Publikum schon zu lachen.« Die Erwartungshaltung des Publikums war wichtig, seine selbstmitleidende, jämmerliche – auch meist hässliche – Figur wurde mit Freude aufgenommen. Der Kasperl war demnach ein Hanswurst ohne Obszönität. Sogar eigene Hausautoren (quasi Drehbuchautoren und Gagschreiber) arbeiteten am Theater: »La Roche wurde ununterbrochen mit neuen Texten versorgt.«

In Wien war das Leopoldstädter Theater auch nach La Roches Tod 1806 allem als das »Kasperltheater« bekannt. »Die 34-Kreuzer-Münze, die damals den Eintritt für das Parterre des Theaters ausmachte, wurde »Kasperl« genannt.« Auch für Reisende und Diplomaten um 1800 war es ein Muss, den Wienbesuch mit einem Besuch beim Kasperl aufzupeppen. »Sogar der Philosoph Hegel war dort. Und dieser sture, trockene Herr schrieb anschließend begeistert über das Wiener Kasperltheater.« Dass auch Ausländer den Kasperl komisch fanden, ist ein weiterer Hinweis, dass das meiste über Körperwitz gestaltet wurde, denn »den Wiener Vorstadtdialekt hätten die Leute nicht verstanden«.

Aber wann wurde nun der Kasperl zu einer Puppe und zum Star für Kinder? »Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts überlebte das Kasperltheater nur mehr als Wandtheater, und die



Theaterzettel eines Kasperlstückes vom 14. Dezember 1798, in dem »Kasperl« einen lustigen Bergmann spielt. // Bestände der Wienbibliothek im Rathaus

Schauspieler stiegen immer mehr auf Puppentheater um«, erklärt Müller-Kampel. Ab den 1850ern wurde in München ein Puppentheater als stehendes Theater eigens für Kinder und Jugendliche berühmt: das Marionettentheater von Franz von Pocci.

Dieser Trend schlug auch auf Österreich über, und der Kasperl wurde immer mehr zur Kinderfigur. »Er ist selbst auch zum Kind geworden: ohne Frau, dafür mit Großmutter.« Ab 1900 spielte sich das klassische Kasperl-En-

Das Leopoldstädter Theater war auch nach La Roches Tod als »Kasperltheater« bekannt.

semble mit Polizist, Räuber, Prinzessin etc. ein. »Bis 1945 war auch immer ein »Jude« dabei, stark antisemitisch gezeichnet. Und bis in die 1960er gab es auch den »Neger« im Kasperltheater.« Nur der Pezi ist eine Neuerung des Urania Puppentheaters von 1950. Und als »Jungstar« des Kasperltheaters war Pezi auch von Anbeginn in den Fernsehübertragungen ab 1957 dabei. Allein der Sendetermin hat sich im ORF inzwischen geändert: Statt Mittwoch um 15 Uhr ist das Kasperltheater nun täglich um sieben Uhr früh zu sehen. //

IN ZAHLEN

1676 wurde Josef Anton Stranitzky geboren, der österreichische Hanswurst.

ab 1730 entwickelte sich die weniger obszöne Figur des Kasperl, um die Zensur zu umgehen.

1781 wurde das Leopoldstädter Theater gegründet, in dem Johann Josef La Roche als Kasperl berühmt wurde.

ab 1850 wurde das Kasperltheater zum Puppentheater und Kasperl zur Kinderfigur.

seit 1957 gibt es Fernsehübertragungen des Urania Puppentheaters.

Achtung, Feuer im Wald!

Ein neues EU-Projekt entwickelt ein Warnsystem für Waldbrände im Alpenraum. In Österreich gab es heuer 39 Brände im Wald.

»Der einzige natürliche Auslöser von Waldbränden sind Blitzschläge«, erklärt Harald Vacik vom Institut für Waldbau der Boku. Alles andere ist von Menschen verursacht: Daher sind auch Gebiete in Österreich, die eine »hohe menschliche Aktivität« haben (Tourismus, Infrastruktur wie Bahn oder hohe Besiedlungsdichte) »Hot Spots«, an denen die Wahrscheinlichkeit für Brände höher ist. Kärnten und Tirol sind solche Kandidaten. Besonders Kiefernwälder sind bei hohen Temperaturen und wenig Niederschlag brandgefährdet.

Das Jahr 2009 versetzt die Forscher der Boku, die im FWF-Projekt »Austrian Forest Fire Research Initiative – AFFRI« die Waldbrände Österreichs analysieren, in Alarmbereitschaft: Allein im April wurden 31 Waldbrände gezählt. Das sind fast doppelt so viele wie im langjährigen Schnitt. Doch der feuchte Sommerbeginn ließ die Brandgefahr wieder sinken, heuer wurden insgesamt erst 39 Brände gemeldet. Im Vergleich zum Maximum von 140 im Jahr 2003 ein moderates Waldbrandjahr.

Gefährdete Waldökosysteme. Mit der laufenden Klimaerwärmung ist anzunehmen, dass Trockenperioden und damit auch Waldbrände häufiger werden«, sagt Vacik. Daher beteiligt sich sein Team (mit Meteorologen und Klimaforschern der ZAMG) an dem EU-Projekt »Alpine Forest Fire Warning System«, das bisherige Branddaten auswertet und Zukunftsmodelle erstellt: Für gefährdete Waldökosysteme sollen genaue Vorhersagen getroffen werden, die Feuerwehren eine bessere Einsatzplanung ermöglichen. »Die Möglichkeiten der Bekämpfung haben sich in den letzten Jahrzehnten durch die gute Erschließung mit Forststrassen verbessert. Brände werden früher entdeckt, und man kommt besser hin zum Löschen.« Das ist ein Hauptgrund dafür, dass die Zahl der großen Waldbrände seit den 1950ern in Österreich stark gesunken ist. Grundsätzlich sorgen lange Trockenperioden und z. B. Sturmwirbel für erhöhte Waldbrandgefahr, die mit dem neuen System früher erkannt werden soll. **vers**



Wer hat dieses Tier gesehen? Sein Vorkommen wird jetzt online dokumentiert, jeder kann mitmachen. // Schwarzenbacher

DISSERTATION DER WOCHE

WIR LESEN ABSCHLUSSARBEITEN JUNGER WISSENSCHAFTLER

Was bedeutet denn Erfolg?

Dagmar Abfalter erforschte an Opernhäusern, wie Erfolg wahrgenommen wird und wie man deren Mitarbeiter besser motivieren kann.

••• VON VERONIKA SCHMIDT



Ach, was interessieren uns die Zeitungskritiken. Eine schlechte Kritik ist besser als gar keine.« Das hört man oft aus Theaterkreisen. Doch Dagmar Abfalter zeigte, dass in Theaterorganisationen der Umgang mit Medienkritik viel bewusster stattfinden sollte: Dadurch kann man Erfolg spürbar machen. Am Institut für Strategisches Management der Uni Innsbruck (Betreuung Hans Hinterhuber) wählte sie Musiktheater in Österreich und Deutschland als Beispiel für »Projektorientierte Expertenorganisationen« aus, um zu erforschen: Wie ist Erfolg messbar? Wäh-

rend woanders Erfolg als Umsatz gemessen wird, scheint er bei Musikhäusern schwerer fassbar zu sein. Ist es der Applaus nach der Vorstellung? Die Fachkritik? »In Fragebögen und Interviews habe ich Führungskräfte und Mitarbeiter befragt, wie sie Erfolg wahrnehmen.« Zu den externen Einflüssen wie Auslastung, Reputation und Besucherzufriedenheit kommen interne Faktoren wie Mitarbeiterzufriedenheit, Karrieremöglichkeiten im Haus und das Betriebsklima dazu. »Je mehr Erfolg die Mitarbeiter wahrnehmen, umso motivierter sind sie.« Das ist bei schlechten Verträgen und

niedrigen Löhnen der Sänger für den Betrieb auch dringend notwendig. Als Empfehlung gibt Abfalter Führungskräften von mittelgroßen Opernhäusern mit, dass man die Mitarbeiter stärker in kreative Prozesse einbeziehen sollte: Das steigert die Motivation und wirkt sich auf den Erfolg aus. »Die Ergebnisse lassen sich aus Sicht der Unternehmensführung auf andere projektorientierte Expertenorganisationen übertragen. Gerade bei jüngeren Unternehmen findet sich diese Arbeitsform immer häufiger.« Ihr Theater, deren Arbeit bald im VS Research Verlag erscheinen wird. // Peter Merski

Die Maskottchen der Alpen

Die faszinierende Genetik der Alpsalamander soll entschlüsselt werden.

Er sieht aus wie eine schwarze Eidechse mit glitschiger Oberfläche, gehört aber zu den Amphibien: der Alpsalamander. »Früher hat man die drolligen Viecher oft gesehen, heute werden sie immer weniger«, sagt der Molekularbiologe Robert Schwarzenbacher (Uni Salzburg). In einem EU-Projekt über Proteinstrukturen will er die faszinierende Regenerationsfähigkeit von Amphibien untersuchen – und ihre Metamorphose von der Larve zum erwachsenen Tier. »Von keinem einzigen Amphib weltweit ist das Genom sequenziert.« Obwohl südamerikanische Frösche und Molche typische Labortiere sind, hat sich noch niemand deren komplizierte DNA vorgenommen: »Ihr Genom ist acht- bis zehnmal so groß wie das des Menschen.« Und nachdem

eine Sequenzierung heute »nur mehr ein paar 100.000 Euro kostet«, will das Salzburger Team jetzt die Genetik und Regenerationsfähigkeit der Amphibien aufdecken. »Statt irgendeinem südamerikanischen Viech haben wir uns für Tiere direkt vor unserer Haustür entschieden«, sagt Schwarzenbacher: für den Alpsalamander, ein Maskottchen Österreichs und der Alpen.

Aufruf zur Beteiligung. Dass der Alpsalamander (genauso wie der Feuersalamander, der etwas größer und auffälliger gemustert ist) auf der Roten Liste der gefährdeten Tierarten steht, ist kein Problem für die Forschung: »Man findet oft zusammengestiegene Salamander in den Alpen. Wir brauchen vom toten Tier nur ein paar Blutstropfen für

die Studien.« Für ein neues EU-Projekt wird nun die gesamte Bevölkerung einbezogen: »Wenn uns jeder mittelw, wo Alpen- und Feuersalamander gesichtet wurden bzw. wo man sich an Vorkommen vor 50 Jahren erinnert, können wir die Entwicklungsgeschichte der Tiere herausfinden und ihre heutige, kleiner gewordenen Lebensräume noch schützen.«

Auf der eben eingerichteten Homepage www.alpensalamander.eu kann jeder per Mausclick eintragen, wo er Alpen- und Feuersalamander gesehen hat. »Amphibien haben keinen Anwalt, der sich gegen neue Skigebiete oder Trockenlegung von Ländereien wehrt«, sagt Schwarzenbacher. Da brauche es ein Gegengewicht: »Aber der Naturschutz kann nix tun, wenn die Wissen-

schaft keine Daten hat.« Das soll sich über die Homepage nun ändern: Die Datenbank der Salamandersichtungen wird die Grundlage des europaweiten Netzwerks zum Schutz der Lebensräume in den Alpen. »Wenn wir nichts tun, gibt es irgendwann keine Salamander mehr. Man muss die Tiere jetzt wieder den Leuten bewusst machen, damit sie die Lebensräume nicht weiter einschränken und etwa durch »Hardcore-Gardening« alles ausröten, was nicht wie eine Orchidee oder ein Goldfisch aussieht.« **vers**